

2. Subjektivierung: Sein oder Werden?

»Jeder ist der, dem er nicht entrinnen kann.«

(Kudszus 2002: 48)

»Soziologisch betrachtet ist das Selbst kein dauerhaftes, vorgegebenes Wesen, das von einer Situation zur nächsten fortschreitet, sondern ein dynamischer Prozeß, etwas das in jeder neuen gesellschaftlichen Situation neu geschaffen wird.« (Berger 1971: 118, zit.n. Keller 2014: 83) Doch wer ist eigentlich dieses Selbst, das auch als Subjekt bezeichnet wird? Mit den Begriffen *Selbst*, *Subjekt* und *Subjektivierung* gehen in den unterschiedlichen historischen Epochen wie auch in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen sich stetig verändernde Bedeutungen einher. Die Vorstellung vom Selbst, vom Subjekt, wandelt sich immer wieder. Das Subjekt scheint also nicht statisch zu sein. Ist es etwas, das ›ist‹ oder das ›wird‹? Passt sich das Subjekt an historische Veränderungen an? Verändern sich die Denkweisen über das Subjekt im Zuge von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen? Oder wandelt sich das Subjekt in sich so sehr, dass es regelmäßig neu konzipiert werden muss? Die Antworten hierauf fallen je nachdem, welche Subjektkonzeption herangezogen wird, unterschiedlich aus.

Das Subjekt ist ein komplexes Phänomen, ein komplexes Konzept, das lange Zeit vor allem in der Philosophie diskutiert wurde. Mittlerweile wird das Subjekt – und vor allem die Vorstellung von der Subjektivierung, dem Prozess, wie das Subjekt entsteht – auch in vielen anderen Disziplinen erörtert. Das Auftauchen des Subjektbegriffs und verschiedener Subjektivierungskonzeptionen in den Sozialwissenschaften überrascht daher nicht. »Tatsächlich wohnt der Subjektbegriff [mittlerweile, M.B.] nahezu allen theologischen, philosophischen, psychologischen, soziologischen und literaturwissenschaftlichen Ansätzen inne.« (Zima 2000: 30) Jedoch wird er längst nicht überall ausdrücklich dargelegt. Vielfach wirkt er implizit in theoretischen Ansätzen wie auch in empirischen Untersuchungen – dies gilt auch für intersektionale Ansätze und Studien (vgl. Kap. 1). Durch die Vielfalt an existierenden Begriffsdefinitionen und -konzepten des Subjekts ist es jedoch nötig, die eigene Auslegung vom Subjekt bzw. die Subjektivierungstheorie darzulegen, auf der die wissenschaftliche Arbeit basiert.

Im Folgenden gebe ich zunächst einen ersten Einblick in die Vielfalt der Subjektivierungskonzeptionen und -debatten in den letzten Jahrhunderten (Kap. 2.1). Dabei erhebe ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es geht mir an dieser Stelle darum, die Vielschichtigkeit und die Bandbreite der Subjektivierungskonzepte zu skizzieren, um zu veranschaulichen, wie sehr das Selbst bzw. die Vorstellung vom Selbst stetigen Wandlungen ausgesetzt ist. Ausführliche(-re) und vollständige(-re) Überblicke über das Subjekt (und seine Tücken) finden sich bspw. bei Beer (2016) und Zima (2000). Zu beachten ist dabei, dass es sich bei den Debatten um das Subjekt um einen westlichen Diskurs handelt, der sich nicht ohne weiteres auf andere Gesellschaften bzw. Gesellschaftskonzeptionen übertragen lässt. Daran anschließend erläutere ich ausführlich Butlers Subjektivierungskonzept (Kap. 2.2), welches die Basis meines methodologischen Vorschlags zur Analyse komplexer Subjektivierungen bilden wird.

2.1 Das Subjekt in seiner Zeit: Wie kann es sein? Wer kann es werden?

Mit der Bezeichnung *Subjekt* sind zu verschiedenen historischen Zeiten und in unterschiedlichen Kulturen mannigfache Bedeutungen verbunden, die sich in stetem Wandel befinden (vgl. Reichertz 2014: 102). »Subjekt ist, etymologisch betrachtet, ein zweideutiges Wort, das sowohl Zugrundeliegendes (hypokeímenon, subiectum) als auch Unterworfenes (subiectus = untergeben) bedeutet, so daß in der Philosophie beide Aspekte zum Tragen kommen, bisweilen sogar in demselben Diskurs.« (Zima 2000: 3) Die doppelte Wortbedeutung des Begriffs wird dabei in unterschiedlichem Maße berücksichtigt: Während einige Ansätze hauptsächlich oder sogar ausschließlich die Konnotation des »Zugrundeliegenden« hervorheben, betonen andere Theorien deutlich den Aspekt der »Unterwerfung«. Insbesondere zeitgenössischere Zugänge beziehen stärker beide Wortkonnotationen mit ein und konzipieren damit die Ambivalenzen mit, die dem Subjektbegriff zugrunde liegen.¹ So schreibt Foucault beispielsweise, »[d]as Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein« (Foucault 1994a: 246).

Die konkrete Bedeutung dessen, was das Subjekt meint, zeigt sich erst im historischen Verlauf durch Auslegungen, in denen epochenspezifisch signifikante Be-

1 »Dem Subjekt steht der Begriff *Objekt* gegenüber. Der lateinischen Bedeutung nach bezeichnet Objekt das Entgegengeworfene [...]. Das Objekt ist das Seiende, als und insofern es von mir objiziert, das heißt von mir *vor-gestellt* wird. [...] Das Objektive bezeichnet das allgemein Gültige, im Gegenzug zur subjektiv bedingten Auffassung.« (Schulz 1979: 239, Herv. i.O.) Mit dem sich wandelnden Subjektbegriff vollzieht auch der Objektbegriff eine Veränderung und wird fortan als Gegenstand schlechthin verstanden.

griffligkeiten wie »Person, Aktivvollzieher, Geist, Bewußtsein, Selbstbewusstsein, Ich, Selbstverhältnis, Existenz« debattiert werden (Schulz 1979: 237). Alltagssprachlich – wie auch teils in wissenschaftlichen Diskursen – wird das Subjekt zudem häufig mit dem Individuum gleichgesetzt und als Ursprung aller Handlungen erachtet, die die soziale Welt strukturieren (vgl. Distelhorst 2009: 49).

Für die Philosophie ist die Auseinandersetzung mit dem Subjekt(-begriff) ein zentrales Thema. Die in den unterschiedlichen historischen Epochen entwickelten Subjektvorstellungen basieren z.T. auf Differenzen in den theoretischen Zugängen, z.T. auf Weiterentwicklungen bisheriger Ansätze und verweisen auf kulturelle und historische Veränderungen. Dabei changieren die Debatten zwischen der Frage, ob das Subjekt mit einem genuinen Kern versehen ist, oder ob es gänzlich sozial konstruiert wird. Es geht um das ›Sein‹ oder das ›Werden‹ des Subjekts. Während Anhänger*innen des seienden Subjekts Menschen als immer schon subjektiviert denken, die ihre Fähigkeiten zu denken und fühlen nur noch zu kultivieren brauchen, konzipieren Anhänger*innen des werdenden Subjekts dieses als Work in Progress. »Jedes konkrete Subjekt steht und entsteht [dann, M.B.] in Ordnungen des Wissens, der Macht und der Selbstführung, die ihrerseits historisch spezifisch sind.« (Saar 2013: 22) Das hat insbesondere Foucault herausgearbeitet, der sich – indem er Objektivierungsformen untersucht hat, die den Menschen zum Subjekt machen – mit der Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung der Menschen in ihrer Kultur befasst hat (vgl. Foucault 2005: 240).

Historisch betrachtet hat sich die Beschäftigung mit der Idee des Subjekts und den Möglichkeiten, wie dieses begriffen werden sollte, insbesondere in den letzten Jahrhunderten intensiviert. Soeffner fasst dies pointiert zusammen, wenn er schreibt: »Die Entwicklung des immer neue Metamorphosen durchlaufenden Helden, des Subjekts, schreitet zunächst nur sehr langsam voran, bis sie im Verlauf der letzten drei Jahrhunderte immer mehr beschleunigt. Tragisches und Komisches, Heroisches und Pragmatisches, Außergewöhnliches und Banales wechseln in dieser Geschichte einander ab« (Soeffner 2014: 25). Die vielfältigen Subjekttheorien bzw. Subjektvorstellungen in denen die verschiedenen Subjektkonzeptionen dargestellt werden, sollten daher stets vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Epoche und ihren (welt-)gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erschlossen werden.² In ihnen spiegeln sich gesellschaftliche und/oder wissenschaftliche Debatten und sie greifen bestimmte (wissenschaftliche) Diskurse ihrer Zeit auf und grenzen sich zu

2 In den folgenden Teilkapiteln erfolgt diese Einordnung lediglich schematisch und grob skizziert. Zentrale historische Ereignisse jedes Jahrhunderts werden kurz benannt und dienen als Rahmung zur Einordnung der Subjektivierungsansätze. Interessant wäre es sicherlich, jeden Ansatz vor seinem jeweiligen präzisen (historischen) Entstehungshintergrund einzuordnen. Im Rahmen dieser Arbeit kann ein solch umfangreiches Unterfangen jedoch nicht erfolgen.

anderen ab. Sie lassen sich gewissermaßen als Antworten auf politische und/oder gesellschaftliche Herausforderungen ihrer jeweiligen Epoche denken.

Subjekt und *Subjektivität* sind damit allgemeine Begriffe, die ihre konkreten Bedeutungen erst in der Auslegung des geschichtlichen Verlaufs erhalten (vgl. Schulz 1979: 237). Sie sind in die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit eingelassen (vgl. Reichertz 2014: 106). Die jeweilige Gültigkeit und Reichweite subjekttheoretischer Zugänge ist deshalb an die Subjektordnungen und -diskurse sowie an die Subjektivierungspraktiken und -formen der spezifischen historischen Konstellation gebunden. Diese werden insbesondere über Ausschlüsse produziert und sind permanenten Gegenbewegungen ausgesetzt, die zu diskontinuierlichen Transformationen der Subjektordnungen führen können (vgl. Reckwitz 2006: 632). Subjektivierungskonzepte können daher nur so lange Gültigkeit für sich beanspruchen, wie sie konkreten gesellschaftlichen Sinn und/oder Wandel und daraus entstehende neue oder veränderte Subjektformen theoretisch zu fassen vermögen. Zudem kann auch zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt keineswegs von einer einheitlichen Subjektvorstellung ausgegangen werden, es existieren i.d.R. unterschiedliche, z.T. gegensätzliche und/oder konkurrierende Ansätze, die für sich einen gewissen Wahrheitsgehalt beanspruchen. Grundsätzlich gilt es, die Zugänge kritisch daraufhin zu befragen, für welche Subjektformen eine Theorie greift bzw. welche Subjektivierungspraktiken sich mit dieser erklären lassen und damit aufzeigen zu können, wo die Grenzen der Theorie sind. Der nachfolgende Einblick in verschiedene Subjektkonzeptionen beginnt mit dem 17. Jahrhundert. Frühere Subjektvorstellungen finden sich z.B. bei Zima (vgl. 2000).³ Alle skizzierten Subjektkonzepte sind als exemplarische Ansätze ihrer Zeit zu verstehen. Die Geschichte des Subjekts ließe sich auch auf der Basis anderer Theoretiker*innen umreißen. Es geht hier vornehmlich darum, einen groben Rahmen zu zeichnen, innerhalb dessen sich die Subjektkonzeptionen bewegen.

2.1.1 Das 17. Jahrhundert: Das Subjekt zwischen Vernunft und Körper

Als Begründer der moderneren Subjektvorstellung, die das Subjekt vornehmlich als Ergebnis erkenntnistheoretischer Überlegungen konstituiert, gilt Descartes (vgl. Zima 2000: 94ff.). Das Subjekt versteht er – seinem berühmten Ausspruch ›Ich

3 Zima beginnt seine Abhandlung über das Subjekt historisch noch deutlich vor Descartes und weist darauf hin, dass in archaischen Gesellschaften die Einzelnen in kollektiv praktizierten Mythen aufgehen, die von der Ähnlichkeit der Mitglieder leben – Durkheim beschreibt dies als mechanische Solidarität (vgl. Durkheim 1992). Auch im Feudalismus denken, sprechen und handeln die Einzelnen im kollektiven Kontext religiöser Gemeinschaften, Sippen oder Gilden. Zimas Auffassung nach setzt erst die moderne Marktgesellschaft die Einzelnen frei (vgl. Zima 2000: 4ff.).

denke, also bin ich« (ego cogito, ergo sum) folgend – als intellektuelles Prozessieren, als freies und aktives Subjekt, als reflexives cogito, das aus seinem Verstand heraus wahre Aussagen treffen kann. Erkenntnisse entstehen bei Descartes durch den Verstand und das Denken. Den Körper erachtet er als nicht zum Subjekt gehörend, als Außenwelt des Subjekts, dem die unsterbliche Seele innewohnt. Mit dieser Trennung von Subjekt und Körper wird es Descartes möglich, das Subjekt als frei und autonom zu denken, zugleich aber ein mechanistisches Körperbild beizubehalten, das den religiösen Verhältnissen seiner Zeit entspricht (vgl. Beer 2016: 13). Das Subjekt ist bei Descartes »vor allem durch seine Fähigkeit zu logischem Denken gekennzeichnet, die es ihm ermöglicht, sich seiner eigenen Existenz und der Existenz in der Welt zu widmen« (Distelhorst 2009: 49). Descartes entwickelt seine Subjektkonzeption in einer Zeit, die durch beginnende globale Handelsnetzungen und die Ausbreitung von Kommunikationsmedien, wie Bücher und Zeitschriften, geprägt ist. Es entsteht eine bürgerliche Öffentlichkeit und die Idee eines autonomen, vernunftbegabten Staatsbürgers, die in etwa mit Descartes Denken übereinstimmt. Zudem wird eine staatliche Rechtsordnung entwickelt und bürgerliche Lebensstile sind zunehmend durch Privatheit und Individualisierung gekennzeichnet. Zugleich ist das 17. Jahrhundert durch Religionskriege und daraus resultierende Forderungen nach religiöser Toleranz und Demokratie geprägt (vgl. Beer 2016: 7f., 161f.).

Für Spinoza hingegen stellt das Subjekt keineswegs ein vernunftbegabtes Wesen dar, es erweist sich für ihn vielmehr als eine affektgetriebene Entität ohne freien Willen, als ein Gegenstand der Naturwissenschaften, der einer logischen Notwendigkeit unterliegt (vgl. ebd.: 176; Russel 1999: 580). Demgegenüber betonen Hobbes und Locke die Relevanz des Körpers und der Objekte für die Erkenntnis: Ihrer Auffassung nach kann nichts ins Bewusstsein gelangen, das nicht zuvor über die Sinne – und damit über den Körper – wahrgenommen wurde. Für Locke ist das Subjekt die Entität, die jegliche sinnesvermittelten Wahrnehmungsakte begleitet und auf Erfahrungen basiert, ein vernunftbegabtes Wesen (vgl. Beer 2016: 17, 167). Mit Hobbes und Locke »manifestiert[e] sich das durch Männlichkeit, Geist und sprachlich durch die Farbe Weiß gekennzeichnete europäische Selbstbild« (Husmann-Kastein 2006: 52).

Insgesamt lässt sich das 17. Jahrhundert erkenntnistheoretisch als besonders durch den cartesianischen Rationalismus und die Methode der Deduktion, aber auch als von Weißen männlichen Vernunftsubjekten geprägt, beschreiben (vgl. Beer 2016: 22; Husmann-Kastein 2006: 56). Die dominierenden Subjektkonzeptionen des 17. Jahrhunderts changieren damit zwischen der Vorstellung, das Subjekt erlange Erkenntnisse nur durch die Vernunft, und der Idee, Erkenntnisgewinn erfolge über den Körper.

2.1.2 Das 18. Jahrhundert: Das Subjekt zwischen Maschine, Erziehung und Erfahrung

Das 18. Jahrhundert ist ein Jahrhundert, das insbesondere durch das Experiment als Methode und durch ein induktives Vorgehen gekennzeichnet ist. Erklärende Prinzipien werden nicht mehr deduktiv hergeleitet, sondern aus beobachteten Tatsachen (vgl. Cassirer 2007: 4ff.). Leitend für das 18. Jahrhundert ist zunächst die von La Mettrie vertretene Auffassung, der Mensch sei eine Maschine. La Mettrie verwirft die Idee des Menschen als mit einem freien Willen ausgestattet, er entwirft den Menschen vielmehr »als biologisches Wesen, das zwar über mentale Eigenschaften verfügt, die aber keineswegs auf einen der materiellen Außenwelt gegenüberstehenden, immateriellen Verstand oder Geist verweisen« (Beer 2016: 27). Damit knüpft er an Spinoza an.

Aufgegriffen wird dieser Ansatz von Helvétius, der den Geist als das Ergebnis inkorporierter Empfindungen denkt – ein Gedanke, der bei Bourdieu im 20. Jahrhundert zentral wird. Helvétius interessiert sich besonders dafür, wie die Ungleichheiten des Geistes entstehen und kommt zu dem Schluss, dass die unterschiedliche Erziehung und die Verortung in verschiedenen Ständen als Grund der differenten Entwicklungen des Geistes erachtet werden muss. Er folgert entsprechend, dass die bestehende soziale Ungleichheit nur durch veränderte Erziehungspraktiken überwunden werden kann. »Die Legitimationslast für real existierende soziale Ungleichheiten verschiebt sich damit ideengeschichtlich von der göttlich-sanktionierten Ordnung über die liberalistisch gedachte Leistungsgerechtigkeit [...] hin zu den gesellschaftlichen Verhältnissen *sui generis*.« (Ebd.: 30f.)

Damit ist Helvétius gewissermaßen ein »Kind seiner Zeit«: Im 18. Jahrhundert, das auch als das Zeitalter der Aufklärung bezeichnet wird, löst sich die ständische Gesellschaft weiter auf, die durch eine starre, als gottgegeben propagierte Sozialstruktur geprägt ist (vgl. Mosse 2006: 28).⁴ Die Französische Revolution ermöglicht die Entstehung von Rechtssubjekten, die aus der als göttlich imaginierten ständischen Ordnung herausgelöst werden. Die moderne Wirtschaftstheorie des liberalistischen, *laissez-faire*-orientierten Modells des *homo oeconomicus* wird entwickelt, der Kapitalismus mit einer großen Anzahl an (Fabrik-)Arbeitern etabliert und ein neues Verständnis von Erziehung und Kindheit ausgebildet.⁵ Mit diesen

4 Die bürgerliche Gesellschaft, die durch Leistungs- und Aufstiegsbestrebungen charakterisiert ist, tritt zunehmend an deren Stelle (vgl. Henecka 2006: 44). Jedoch bleibt die Macht ganz überwiegend beim Adel.

5 Dem liegt eine Abwendung von der Bevormundung durch den Adel zugrunde. Das männliche Bürgertum strebt danach, die eigenen Angelegenheiten selbst zu lenken. »Es ist das mit sich selbst identische Subjekt, das in der Öffentlichkeit seine Interessen wahrnimmt.« (Beer 2016: 24)

einher geht die Entdeckung des Selbst und die Selbstreflexion, die sich auch in literarischen Epochen spiegelt, wie bspw. dem ›Sturm und Drang‹.

Während für Fichte das Subjekt im Handeln existiert, spiegeln sich in Kants Ansatz die skizzierten politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen deutlich. Kant interessiert sich für die subjektiven Bedingungen von Erkenntnis, die aus Erfahrungen heraus entstehen. Er setzt das Subjekt als stets existent voraus. Dabei geht er davon aus, dass unsere Wahrnehmung von unserer individuellen Konstitution abhängig ist (vgl. Russel 1999: 720f.). Das Subjekt ist ein Sinneswesen, welches zugleich intelligibel ist und über einen freien Willen verfügt. Sinnliche Erfahrungen werden zudem erst durch Zeit und Raum möglich. Seiner Auffassung nach entstehen Erkenntnisse, indem Erfahrungen in unterordnende Prinzipien oder Begriffe gebracht werden, »die die mannigfaltigen Erfahrungsinhalte so aufeinander beziehen, dass ein Erkenntnisurteil möglich wird« (Beer 2016: 33). In Bezug auf das (moralische) Handeln der Subjekte formuliert Kant seinen kategorischen Imperativ: »Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.« (Kant 1788/1993: 7, zit.n. Beer 2016: 198) Er setzt dabei Vernunft und Kultur mit Weißsein gleich, womit er in der vorherrschenden Logik seiner Zeit verbleibt (vgl. Husmann-Kastein 2006: 54). Mit der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte (1789) geht ein formaler Ausschluss sowohl verschiedener Gruppen von Männern als auch aller Frauen von diesen einher (vgl. Maihofer 2001: 120). Zugleich strebt die Wissenschaft danach, die Menschen in hierarchisierte Rassen einzuteilen, die auf der bereits in der Renaissance und dem 17. Jahrhundert gängigen Schwarz-Weiß-Unterteilung basiert.⁶ Im 18. Jahrhundert wird darüber hinaus die biologisch begründete Differenz der Geschlechter etabliert, die als »Geschlechtscharaktere« bezeichnet werden (Hausen 2007: 173)⁷.

2.1.3 Das 19. Jahrhundert: Disziplinierte Subjekte in kapitalistischer Gesellschaft

Am Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert entwickelt sich die Romantik, die zunächst darauf drängt, über die Kunst das Individuelle und das Ästhetische aufzuwerten und sich nicht dem Nützlichkeitsideal zu unterwerfen, das die Einzelnen in einen mechanisierten und routinierten Lebenslauf zwingt (vgl. Beer 2016: 41f.; Bourdieu 1999). Allerdings hält die Orientierung zum Individuellen nicht lange. Der Fokus verschiebt sich auf die Suche nach Sicherheiten im (gesellschaftlichen)

6 Der moderne Rassismus entsteht und die rassistisch geprägte hierarchische Naturalisierung von Schwarz – Weiblich – Materie gegenüber Weiß – Männlich – Geist als Ideal wird verbreitet (vgl. Husmann-Kastein 2006: 53, 55f.; Mosse 2006: 28f.).

7 Sie geht mit der Vorstellung zweier qualitativ verschiedener psychischer und intellektueller Konstitutionen und daraus abgeleiteter verbindlicher Normen einher (vgl. Maihofer 2001: 123f.).

Kollektiv oder einer vernunftbasierten Republik. Das 19. Jahrhundert ist durch etliche Revolutionen geprägt. Die Märzrevolution von 1848/49 führt bspw. zu mehr Pressefreiheit, der Bildung von politischen Vereinen und Interessensgruppen, einer Agrarreform und der Durchsetzung des Verfassungsprinzips. Zudem vollzieht sich im 19. Jahrhundert die sog. industrielle Revolution, die zahlreiche technische Neuerungen mit sich bringt, die Grundlagen der Wirtschaft verändert, tradierte Herrschaftsmechanismen auflöst und diese durch kapitalistische Marktregularien ersetzt (vgl. Ziegler 2009; Beer 2016: 44).⁸ Das Nützlichkeitsdenken, das alles auf seine Verwertbarkeit hin betrachtet, und der Konkurrenzkampf dominieren.

Neben Feuerbach und Comte, die Kritik an der Religion üben, mit der zuvor die soziale Ungleichheit legitimiert wurde, beschäftigt sich Marx mit den skizzierten gesellschaftlichen Strukturen seiner Zeit, welche seines Erachtens die menschenunwürdigen Bedingungen erzeugen, unter denen die Arbeiter leben. Für Marx verwirklicht der Mensch seine Fähigkeit zum freien Willen über die Arbeit. Er vergegenständlicht sich in dieser, wird jedoch durch die industrielle Produktion davon entfremdet. Seine Subjektivität wird durch objektive Strukturen und Dynamiken konstituiert (vgl. Meißner 2010: 221). Damit greift die Gesellschaft auf das Subjekt zu. »Das Subjekt ist zwar zur Aktivität befähigt, bedarf zur Realisierung dieser Befähigung jedoch entgegenkommender gesellschaftlicher Verhältnisse«, es ist also sowohl aktiv als auch passiv (Beer 2016: 53). Durch den Druck der kapitalistischen Verhältnisse kann das Subjekt nur in eben jener Weise denken und handeln, wie es dies tut. Appelle, sich individuell aus der Lage zu befreien, sind für Marx zwecklos, es bedarf einer gesamtgesellschaftlichen Transformation. Erst in der Überwindung der kapitalistischen Verhältnisse, die Marx als Entwicklung verschiedener ökonomischer Epochen denkt, bei denen sich die Produktivkräfte verändern, wird eine klassenlose Gesellschaft möglich (vgl. Marx/Engels 1848: 12f.). Das als frei und autonom imaginierte Subjekt der Aufklärung ist damit obsolet. Es wird der subtil agierenden Herrschaftsform seiner Zeit unterworfen, wenn auch es zugleich aus religiösen und gesellschaftlichen Institutionen und Denksystemen befreit wird (vgl. Beer 2016: 67f.).

Erkenntnistheoretisch ist das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften, die mit ihren Entdeckungen und Erfindungen die Industrialisierung vorantreiben, gewinnen an Bedeutung (vgl. Henecka 2006: 39ff.). Damit tragen sie zur wirtschaftlichen Steigerung des gesamtgesellschaftlichen Reichtums bei (vgl. Beer 2016: 46). Zugleich verliert die Philosophie an Relevanz und mit der Entfaltung der Soziologie entsteht eine neue Wissenschaft,

8 Das Bürgertum, welches den überwiegenden Teil der Unternehmer der großen Industriebetriebe stellt, wird zur dominierenden gesellschaftlichen Gruppe, der Adel verliert an Einfluss.

die den Fokus auf den vergesellschafteten Menschen richtet.⁹ »Das 19. Jahrhundert entdeckt die Gesellschaft.« (Ebd.: 46)

Durkheim, einer der Begründer der Soziologie, setzt eben dort an, indem er neue Formen der sozialen Integration ins Zentrum seines Denkens rückt, die er als mechanische Solidarität bezeichnet. Da die neue bürgerliche Gesellschaft eine zunehmende Tendenz zur Atomisierung aufweist, beschäftigt er sich mit den Folgen der veränderten Arbeitsteilung für die normative Integration der Gesellschaft (vgl. Durkheim 1992). Das Subjekt ordnet er dem Kollektivbewusstsein unter. Zu einem voll entwickelten Subjekt wird es erst innerhalb der Gesellschaft. Als Motor für die gesellschaftliche Integration sieht Durkheim die Erziehung durch die staatlichen Schulen, welche gesellschaftliche Interessen vertreten sollen. Dabei erachtet er den Geist der Disziplin, mit dem die Triebe des Subjekts begrenzt werden, den Anschluss an die sozialen Gruppen Familie, Vaterland und Menschheit sowie die Autonomie des Willens als zentral (vgl. Durkheim 1984: 72ff.). Bei Durkheim wird das Subjekt als passiv imaginiert, »weil es von der Gesellschaft erst erhält, was es zum Subjektsein im Sinne einer Persönlichkeitsentwicklung benötigt« (Beer 2016: 57). Es ist also durch diese geprägt, weshalb er davon ausgeht, dass das Subjekt auch innerhalb seines jeweiligen Kontextes die Normen und Werte dieses Kontextes übernimmt – so bspw. in der Schule. Zudem werden für ihn erst durch die Unterordnung unter das Kollektiv stabile soziale Verhältnisse möglich, die im Interesse des Subjekts sind. Beers Auffassung zufolge findet Durkheim mit der Erziehung einen neuen Modus, das Subjekt nach seiner Freisetzung aus religiösen und staatlichen Machtstrukturen dennoch an die Gesellschaft zu binden: »Nicht das gesellschaftliche Sein bestimmt bei Durkheim das Bewusstsein, sondern das gesellschaftliche Geworden-Sein.« (Ebd.: 59) Zeitgleich gibt es im 19. Jahrhundert in Deutschland bzw. dem damaligen Deutschen Reich – wie auch in anderen überwiegend europäischen Nationen – ein starkes Bestreben, Kolonien zu besitzen, was zum Ende des Jahrhunderts auch umgesetzt wird. Die im 18. Jahrhundert etablierten dichotomen Geschlechterkonstruktionen bleiben im 19. Jahrhundert relativ konstant und werden durch die Bildungspolitik noch vertieft (vgl. Hausen 2007: 178, 191).

2.1.4 Das 20. Jahrhundert: Kulturell produzierte Subjekte

In jüngerer Zeit, im 20. Jahrhundert, haben sich die Subjektkonzeptionen vervielfacht und werden u.a. auch in den Sozialwissenschaften aufgegriffen, weiterentwickelt, neu konzipiert. Das 20. Jahrhundert ist zunächst durch den ersten Weltkrieg, die Oktoberrevolution, die den ersten sozialistischen Staat nach sich zieht,

9 Die im 18. Jahrhundert entwickelte Idee, der Mensch könne durch die Gesellschaft geprägt sein, wird im 19. Jahrhundert zum anerkannten Wissen.

wie auch die Gründung der Weimarer Republik gekennzeichnet. Es folgen inhumane Ereignisse wie der Holocaust mit dem zweiten Weltkrieg und der Vietnamkrieg. »Zwei Ereignisse, die kaum mit der Vorstellung eines starken, aktiven Subjekts in Zusammenhang gesetzt werden können.« (Beer 2016: 71) Horkheimer und Adorno betrachten das Subjekt vor dem Hintergrund der historischen Situation entsprechend auch als Resultat von Disziplinierungs- und Selbstdisziplinierungsprozessen (vgl. Bürger 1998: 17).

Nach dem zweiten Weltkrieg ist das 20. Jahrhundert durch Demokratisierungsbestrebungen, Europäisierung und die Idee geprägt, die Wirtschaft zum Wohl der Allgemeinheit zu steuern. Bereits in den Anfängen des 20. Jahrhunderts wird der Rundfunk breit eingeführt, später folgt das Fernsehen. Die sogenannten 68er-Bewegungen entstehen. Sie erreichen eine kulturelle Liberalisierung im Hinblick auf die Geschlechterrollen, Sexualität an sich und Homosexualität. In den 1980er Jahren nimmt die wirtschaftliche Liberalisierung zu, es entwickelt sich das, was unter dem modernen Globalisierungsbegriff gefasst wird: »Das Subjekt wurde, überspitzt formuliert, den internationalen Märkten ausgeliefert und damit anonymen Mechanismen, auf die es keinen Einfluss hat.« (Beer 2016: 72) Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion endet der sogenannte Kalte Krieg.

In etwa parallel dazu beginnen auch Theoretiker*innen des Strukturalismus und des Poststrukturalismus sich kritisch mit dem Subjekt und Subjekttheorien auseinanderzusetzen. Seit den 1970er Jahren hat die Konzeption des autonomen Subjekts gänzlich ihre Selbstverständlichkeit verloren. Die ontologischen Konzeptionen der vergangenen Jahrhunderte werden zu relational orientierten Ansätzen weiterentwickelt. Subjektansätze beschäftigen sich zunehmend mit der Frage danach, wie Subjekte erzeugt, wie sie produziert werden (vgl. Saar 2013: 17). Dabei zeichnen sich insbesondere zwei Strömungen ab: poststrukturalistische Positionen, die davon ausgehen, dass das Subjekt niemals existiert hat und postmoderne Auffassungen, die argumentieren, dass das Subjekt seine einstige Integrität heute verloren hat (vgl. Butler 1993: 47). Das Subjekt wird als fragiles Gebilde imaginiert und dezentriert, indem beide Wortbedeutungen, sowohl das Zugrundeliegende als auch das Unterworfene, berücksichtigt werden. Es wird nicht mehr einfach als vorhanden, sondern als permanente kulturelle Produktion gedacht. Und es wird nicht mehr als Eigenschaft einer Substanz verstanden, sondern als ein praktischer Modus, in dem Menschen miteinander sind (vgl. Müller 2013: 61). Verfolgt wird dieser Zugang zum Subjekt von Theoretiker*innen, die sich mit Subjektivierung als Produkt von Machtkonstellationen und Ideologien befassen. Hier sind besonders Foucault (1993; Foucault 1994a), Deleuze (2007) und Derrida (1976) zu nennen, aber auch Althusser (1977), Butler (2001) und – aus einer anderen Richtung kommend – Bourdieu und Passeron (1973). Zum Ende des 20. Jahrhunderts entwickeln sich Computer- und Internettechnologien rasant. Diese vielfältigen neuen Medien verändern das Verhalten der Menschen und die Praxis, wie sozialer Austausch

erfolgt. »Die Subjekte sind jetzt nicht mehr nur Empfänger von Informationen, sondern können diese selbst bzw. interaktiv mitgestalten – was die Hoffnungen auf einen umfassenden Demokratisierungsprozess nährt.« (Beer 2016: 75) Habermas vollzieht vor diesem Hintergrund eine Abkehr von der Subjektphilosophie und wendet sich dem Paradigma intersubjektiver Kommunikation zu (vgl. Habermas 2011a; Habermas 2011b; Bürger 1998: 19).

In den Auseinandersetzungen mit dem Subjekt-Begriff im 20. Jahrhundert liegt der Fokus damit stärker auf den kulturellen Formen, die Individuen in ihren jeweiligen historischen Kontexten prägen (vgl. Reckwitz 2008a: 15). Kulturelles Wissen, aber auch die Folgen von historischen Ereignissen, werden zunehmend mitgedacht. So setzt sich Spivak im Kontext Postkolonialer Theorien mit dem Subjekt auseinander (vgl. Kniffki/Zifonun 2014: 211), Simmel und Mead entwickeln einen relationalen Subjektbegriff (vgl. Wagner 2006: 173) und Goffman betont die Historizität des Subjekts (vgl. Bosančić 2013: 190). Während systemtheoretische Ansätze das Subjekt als eine alteuropäische funktionale Semantik denken, wird in der Diskurstheorie die Macht der sprachlichen Formierung jeglicher Selbst- und Weltverhältnisse diskutiert (vgl. Keller 2005, zit.n. Pöferl/Schröer 2014: 3). Die Akteur-Netzwerk-Theorie löst die Subjektivität auf und richtet ihren Fokus stattdessen auf Mensch-Artefakte-Verknüpfungen und Feministische Ansätze diskutieren das Verhältnis von Subjektivität zu Differenz, Identität, Normativität und Performativität, um nur einige neuere Debatten zu nennen (vgl. Pöferl/Schröer 2014: 3f.).

2.1.5 Das Subjekt in der Gegenwart: Subjekte 2.0

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben sich die Debatten um das Subjekt auch außerhalb der Philosophie fest verankert. Zwar wird der Begriff des Subjekts erst seit relativ kurzer Zeit in den Sozial- und Kulturwissenschaften benutzt – hier wurde stärker der Identitätsbegriff verwendet – die Debatten sind jedoch bereits vielschichtig und zunehmend unübersichtlich (vgl. Knoblauch 2014: 37). Dabei zeichnen sich weniger völlig neue Konzeptionen der Subjekt-Vorstellungen ab, vielmehr liegt der Fokus gegenwärtig verstärkt auf der empirischen Untersuchung dieser. Insbesondere die Diskrepanz zwischen den theoretisch erarbeiteten Erkenntnissen, »dass Menschen durch machtvolle diskursive, kulturelle, sprachliche, dispositive und gouvernementale Ordnungen *subjektiviert* werden, das heißt diesen Symbolsystemen – mehr oder weniger – »unterworfen« werden« und den überwiegend fehlenden empirischen Arbeiten, die untersuchen, »inwiefern sich diese implizit als machtvoll gedachte Wirkungen auf der Ebene von tatsächlich lebenden, handelnden und verkörperten Menschen untersuchen und erfassen lassen« (Bosančić

2016: 96, Herv. i.O.), trägt zu einer gegenwärtigen Konjunktur der Subjektivierungsforschung in den Sozialwissenschaften bei.¹⁰

Viele zeitgenössische Autor*innen, die sich mit dem Thema Subjekt befassen, beziehen sich auf Foucaults Subjektivierungsansatz (vgl. z.B. Foucault 1993; Foucault 1994a). Dies dürfte dem früheren Erscheinen seiner Werke und seiner größeren Popularität gegenüber Butlers ebenfalls zentralem Werk zuzuschreiben sein, die zunächst durch ihre gendertheoretischen Überlegungen bekannt wurde und in den letzten Jahren zunehmend auch durch ihre Ansätze zu Prekarisierung diskutiert wird (vgl. Butler 2016; Butler 2010; Butler/Athanasiou 2014). Für Reichertz ist die neuere Debatte um die Eigenschaften und Besonderheiten des Subjekts insbesondere durch die Werke von Luhmann, Bourdieu und Foucault entstanden. Er sieht die Arbeiten von Weber und Simmel wie auch Husserl und Schütz zwar als relevant für die neuere Debatte um das Subjekt, jedoch verortet er die Veränderung des Fokus von der Struktur zum Subjekt in der phänomenologisch ausgerichteten Wissenssoziologie und im Aufstieg der qualitativen Sozialforschung (vgl. Reichertz 2014: 97).

Insgesamt lässt sich gegenwärtig nicht von einer einheitlichen subjekttheoretischen Grundlage sprechen. Verschiedene Strömungen der Sozialwissenschaften und Soziologie rekurrieren auf sehr unterschiedliche Subjektvorstellungen, die sich in theoretischer und empirischer Perspektive häufig auch noch zusätzlich unterscheiden (vgl. Reichertz 2014: 101). Die hermeneutische Wissenssoziologie, die eine Fortführung und Weiterentwicklung des interpretativen Paradigmas ist, erachtet beispielsweise die sozialen Strukturen als subjektbildend, ihr Ansatz basiert jedoch auf keinem einheitlichen Subjektverständnis (vgl. Schröder 2014; Pöferl/Schröder 2014). In der (wissenssoziologisch orientierten) qualitativen Sozialforschung gilt das Subjekt als abhängig von Zeit und Kultur und wird in Relation zur Gruppe gedacht, wodurch ihm ein sozialer Ursprung zugeschrieben wird (vgl. Reichertz 2014: 101).¹¹ Die wissenssoziologische Diskursforschung erachtet Subjektpositionen als sozial erzeugte Identitäten, die in kommunikativen Praktiken

10 Zwar existieren bereits erste empirische Arbeiten, die sich damit beschäftigen, wie Subjektivierungspraktiken und -formen in die konkreten Alltagspraktiken eingelassen sind, in denen Subjekte produziert, trainiert und stabilisiert werden. Verglichen mit der Vielzahl empirischer Studien in anderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereichen, existiert jedoch nur eine geringe Anzahl an Publikationen.

11 In der Empirie werden jedoch meist der subjektive Sinn wie auch subjektive Sichtweisen rekonstruiert, »vor allem geht es immer wieder um das kommunikative Handeln dieser empirischen Subjekte, wie sie Leben vorfinden, wahrnehmen und deuten, wie sie ihr Leben (kommunikativ) ändern, und wie sie Welt und die Anderen (mit-)gestalten« (Reichertz 2014: 101). Die Aufmerksamkeit richtet sich insbesondere »auf die Lebensformen, die Ausdrucksweisen, Deutungsleistungen und Aneignungspraktiken dieser empirischen Subjekte« (ebd.). Zu kurz kommt dabei die Vorstellung, was ein Subjekt ausmacht.

und Konstruktionen entstehen (vgl. Bosančić 2013: 186, 191). Im Sozialkonstruktivismus sind Subjekte die Grundlage der Kommunikation, welche die Basis der Gesellschaftsbildung ist (vgl. Knoblauch 2014: 39). Für die Praxeologie erfolgt die Subjektivierung durch soziale Praktiken in Form von Anforderungen, Normen, Sinnmustern etc. (vgl. Schmidt 2013).¹²

(Empirisch) Untersucht werden gegenwärtig vor allem Subjektivierungspraktiken. Butler vollzieht dies beispielsweise für das Geschlecht (vgl. Butler 1997; Butler 2003a), Reckwitz beschreibt u.a. Subjektivierungspraktiken, die über Erwerbsarbeit vollzogen werden¹³ (vgl. Reckwitz 2006) und in dem von Gelhard et al. herausgegebenen Band zu Techniken der Subjektivierung finden sich u.a. Beiträge zu Subjektivierung in der Rechtsprechung (vgl. Hackler 2013), in Prüfungen (vgl. Meyer-Drawe 2013; Kaminski 2013), als Körpererfahrung (vgl. Murard 2013) oder in der Obdachlosigkeit (vgl. Girola 2013). Geimer und Amling untersuchen mittels einer rekonstruktiven Subjektivierungsanalyse Subjektnormen und Habitus, die sie zu Typen verdichten (vgl. Geimer/Amling 2019). Rose bezeichnet deshalb die Gegenwart als eine Phase »der Konzeption von Ansätzen dezidiert empirisch arbeitender Subjektivierungsforschung« (Rose 2019: 67).

In Teilen der Wissenschaft wird das Subjekt demzufolge gegenwärtig analysiert, indem nach den spezifischen kulturellen Form gefragt wird, »welche die Einzelnen in einem bestimmten historischen und sozialen Kontext annehmen, um zu einem vollwertigen, kompetenten, vorbildlichen Wesen zu werden, nach dem Prozess der ›Subjektivierung‹ oder ›Subjektivation‹, in dem das Subjekt unter spezifischen sozial-kulturellen Bedingungen zu einem solchen ›gemacht‹ wird.« (Reckwitz

12 Schmidt weist darauf hin, dass es sich bei sozialen Praktiken um öffentliche Akte handelt, die an bestimmte Umstände, Orte, Kontexte und materielle Rahmungen gebunden sind und sich überwiegend als Gewohntes und Selbstverständliches vollziehen. »In sozialen Praktiken spielen körperliche Performanzen und Routinen, ein gemeinsam geteiltes praktisches Wissen und die beteiligten Artefakte eine wichtige Rolle. [...] Soziale Praktiken sind durch eine sich immer wieder aufs Neue bildende Regelmäßigkeit gekennzeichnet.« (Schmidt 2012: 10)

13 Reckwitz interessiert sich dafür, welche Subjektkulturen die Moderne hervorgebracht hat. Sein Fokus liegt auf den kulturellen Kriterien der Subjekthaftigkeit, die sich jeder Einzelne antrainiert. Er kann zeigen, dass die bürgerliche Moderne des 18. und 19. Jahrhunderts versucht, in Abgrenzung zur aristokratischen Kultur, die als abhängig von den proletarischen und kolonialisierten Subjekten betrachtet wird, ein moralisiertes, souveränes und respektables Subjekt verbindlich zu machen. Für die Postmoderne ab den 1980er Jahren konstatiert er eine kreativ-konsumtorische Subjektivität. Die dominanten Subjekte sind gegenwärtig marktorientiert und grenzen sich einerseits gegen »das konformistisch-regelorientierte, andererseits das expressionslos-handlungsunfähige, mithin das rigide und das depressive Subjekt« ab (Reckwitz 2006: 635). Deutlich wird in seiner Arbeit, dass die »diskontinuierlichen Transformationen der Subjektordnungen«, wie er schreibt, erst verstehbar werden, wenn die »minoritären kulturellen Gegenbewegungen der Moderne« betrachtet werden, »welche jeweils versuchen, einen ›neuen Menschen‹ zu imaginieren« (ebd.: 17).

2008a: 9f.; vgl. auch Wiede 2014: 1).¹⁴ Subjektivierung wird dabei als Ensemble von Kräften gedacht, die auf die Einzelnen wirken und bewirken, dass diese sich in einer spezifischen Weise selbst begreifen¹⁵ (vgl. Bröckling 2012: 131), als einerseits durch Unterwerfung unter Regeln und andererseits durch Praktiken der Selbstführung charakterisiert, als Prozess, in dem Individuen sich in Wissens-, Macht- und Selbstpraktiken als Subjekt zu verstehen lernen (vgl. Ricken 2013b: 32f.). Das Subjekt wird nicht mehr als unabhängig von seinen äußeren Bedingungen konzipiert, sondern »über die äußeren, öffentlichen und beobachtbaren Bedingungen seiner fortlaufenden soziokulturellen und soziomateriellen Produktion analytisch erschlossen«, insbesondere über »Sprachspiele, symbolische Ordnungen, Selbsttechniken, Diskurse und Praktiken« (Schmidt 2013: 93). Subjektivierung wird daher als ein Prozess beschrieben, an dem alltägliche Praktiken, Verhaltensweisen, Gesten, Haltungen, Körperbewegungen, Kommunikationsformen sowie medizinische und psychologische Diskurse u. ä. beteiligt sind (vgl. ebd.), »ohne dass allerdings ein systematischer, methodisch-methodologisch elaborierter Ansatz zur empirischen Analyse der alltäglichen Aneignungs- und Aushandlungspraxis ausgearbeitet wurde« (Geimer/Amling 2019: 23). Damit liegen die Ansätze im Trend ihrer Zeit, sie spiegeln die gegenwärtigen gesellschaftlichen Pluralisierungen und Ausdifferenzierungen, die bereits im letzten Jahrhundert zunehmend relevant geworden sind und seitdem an Dynamik noch hinzugewonnen haben.

2.1.6 Das Subjekt in seiner Zeit: Vom ›Sein‹ zum ›Werden‹

Mit der Subjektauffassung der Frühen Moderne, die das Subjekt in verschiedenen Varianten der Grundvorstellung eines autonomen Subjekts konzipiert, ist die Vorstellung verbunden, das Subjekt sei eine irreduzible Instanz der Reflexion, des Handelns und des Ausdrucks, welches seine Grundlage nicht in äußeren Bedingungen, sondern in sich selbst findet. »Das klassische Subjekt ist als Ich eine sich selber transparente, selbstbestimmte Instanz des Erkennens und des – moralischen, interessen geleiteten oder kreativen – Handelns.« (Reckwitz 2008a: 12) Im Kern besitzt es mentale und geistige Qualitäten, die den Ort seiner Rationalität markieren und es mit universalen, allgemeingültigen Eigenschaften ausstatten (vgl. ebd.).

14 Auf Foucault Bezug nehmend schreibt Reckwitz dazu weiter: »Das Subjekt ist weder eine Transzendentalie mit Eigenschaften, die ihm a priori, d.h. vor aller Erfahrung, zukommen, noch lässt es sich in seiner mentalen Struktur unabhängig vom kulturellen Kontext zum Objekt empirischer Forschung machen.« (Reckwitz 2008a: 13)

15 Für Bröckling ist mit der Form, sich selbst zu begreifen, auch »ein spezifisches Verhältnis zu sich selbst zu pflegen und sich in spezifischer Weise selbst zu modellieren und zu optimieren« verbunden (Bröckling 2012: 131). Die Facette der Selbstoptimierung in der Subjektivierung wird jedoch nicht allgemein geteilt.

Diese Subjekt-Vorstellung der Autonomie basiert insbesondere auf drei philosophischen Zugängen: 1. Descartes' Modell des Ich als reflexives cogito und dem deutschen Idealismus von Kant, Fichte und Schelling, die das Subjekt als Zugrundeliegendes denken, als Quellgrund der Wahrheit, als rational und mit einem Wesenskern ausgestattet; 2. Hobbes und Lockes vertragstheoretischem Individualismus, bei dem die Gesellschaft als Produkt der eigeninteressierten Individuen betrachtet wird; 3. dem Subjekt der Romantik, das als Selbst mit expressivem Kern der Selbstverwirklichung konzipiert ist (vgl. Reckwitz 2008a: 11f.; Zima 2000: 3f.; Wiede 2014: 1).

Für die Moderne ab dem Ende des 17. Jahrhunderts, die Reckwitz als heterogenen Komplex sozialer Praktiken und Diskurse Westeuropas und Nordamerikas beschreibt, ist es kennzeichnend, dass diese Praktiken und Diskurse »spezifische kulturelle Formen produzieren, denen entsprechend sich der Einzelne als ›Subjekt‹, das heißt als rationale, reflexive, sozial orientierte, moralische, expressive, grenzüberschreitende, begehrende etc. Instanz zu modellieren hat und modelliert wird« (Reckwitz 2006: 10, Herv. i.O.). Das Subjekt kann damit als eine Art Katalog kultureller Formen beschrieben werden, die definieren, was unter einem vollwertigen Subjekt zu verstehen ist (vgl. ebd.). Zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert betonen die verbreiteten Subjektvorstellungen somit die Begriffskonnotation des Zugrundeliegenden und imaginieren das Subjekt als Träger eines Emanzipationsprozesses. »Die Moderne produziert [jedoch, M.B.] keine eindeutige, homogene Subjektstruktur, sie liefert vielmehr ein Feld der Auseinandersetzung um kulturelle Differenzen bezüglich dessen, was das Subjekt ist und wie es sich formen kann«, schreibt Reckwitz, »[k]ennzeichnend für die Moderne ist gerade, dass sie dem Subjekt keine definitive Form gibt, sondern diese sich als ein Kontingenzproblem, eine offene Frage auftut, auf die unterschiedliche, immer wieder neue und andere kulturelle Antworten geliefert und in die Tat umgesetzt werden« (Reckwitz 2006: 14). Dies führt zu einem Wandel in der Auffassung des Subjekts ab Mitte des 20. Jahrhunderts: der Aspekt der Unterwerfung rückt seitdem stärker in den Fokus.

Gegenwärtig interessieren sich Subjektheoretiker*innen neben historischen Faktoren und Bedingungen, durch die Einzelne zu gesellschaftlich akzeptierten und handlungsfähigen Subjekten werden, dafür, wie Subjekte im Gefüge sozialer und kultureller Dispositionen produziert werden und sich selbst produzieren (vgl. Wiede 2014: 1). In jüngerer Zeit werden dementsprechend weniger die Charakteristika des Subjekts an sich debattiert, der Fokus liegt stärker auf den Subjektivierungsprozessen, -formen und -praktiken. Dabei geht es besonders um die Frage, »ob die Menschen eigenständige Subjekte sind, die zumindest idealiter das tun (können), was sie im Sinn haben, oder ob sie das wollen, was sie aufgrund von sozialen, biologischen oder chemischen Prozessen und sozialen Strukturen wollen müssen« (Reichert 2014: 96). In Bezug auf die empirische Untersuchung

von Subjektformen, Subjektivierungsprozessen und -praktiken etc. existieren bislang nur wenige methodologische Anhaltspunkte, wie diese untersucht werden können.

Die hier lediglich grob skizzierte Geschichte des Subjekts zeigt bereits deutlich, dass sich Bergers Beschreibung des Selbst bestätigt, das »kein dauerhaftes, vorgegebenes Wesen [ist, M.B.], das von einer Situation zur nächsten fortschreitet, sondern ein dynamischer Prozeß« (Berger 1971: 118, zit.n. Keller 2014: 83). Das Subjekt ist nicht statisch, es vollzieht fortlaufend eine Art Gestaltwandel. Daher lässt sich schwer beschreiben, wer es ist. Ihm fehlt gewissermaßen die innere Substanz. Seine imaginierte Seinsweise ist abhängig vom jeweiligen historischen Kontext. Gesellschaftliche Wandlungsprozesse und Veränderungen in den Denkweisen entstehen parallel, was wiederum zu sich stetig ändernden Konzeptionsweisen des Subjekts über die Epochen führt. Wie das Subjekt sein kann bzw. wer es werden kann, hängt von den jeweiligen Denkbewegungen der Subjekttheoretiker*innen ab, die wiederum in ihrer konkreten historischen Zeit verhaftet sind.

Für eine Arbeit, die sich mit komplexen Subjektivierungen in der Gegenwart beschäftigt, empfiehlt es sich demzufolge, auf einen zeitgemäßen Subjektivierungsansatz zurückzugreifen.¹⁶ Im Folgenden wird der zeitgenössische Subjektivierungsansatz von Judith Butler vorgestellt, der die theoretische Grundlage für den im fünften Kapitel entfalteten methodologischen Vorschlag zur Untersuchung komplexer Subjektivierungen bildet.

2.2 Judith Butler: Intelligible Subjekte

Mit den Arbeiten von Judith Butler liegt eine Subjektkonzeption vor, die lange tradierte Grundannahmen der Philosophie überdenkt (vgl. Bublitz 2002: 7). Mitte der 1950er Jahre im US-amerikanischen Bundesstaat Ohio in eine jüdische Familie geboren, beginnt Butler in den 1980er Jahren – vor dem Hintergrund der Debatten in der US-amerikanischen Frauenbewegung um die rechtliche Gleichstellung und die Kriminalisierung von Gewalt gegen Frauen, der Auseinandersetzungen innerhalb der Bewegung und der AIDS-Krise – ihre Ansätze zu formulieren (vgl. Redecker 2011: 23ff.). Erste Berührungen mit der Philosophie erfolgen bereits in Butlers Jugend (vgl. Butler 2009: 375).¹⁷

16 Es wäre ebenfalls möglich, mit einem historischen Ansatz zu arbeiten. Unter Berücksichtigung der beschriebenen Relevanz der jeweiligen gesellschaftlich-historischen Situation für das Entstehen einer Subjekttheorie, kann auch auf sogenannte Klassiker zurückgegriffen werden. Meines Erachtens bedarf es dafür allerdings zwingend einer Reflexion des Entstehungskontextes dieser Theorie und einer Diskussion ihrer Übertragbarkeit in die Gegenwart.

17 »Als junger Mensch kam ich auf die Philosophie, weil ich in ihr eine Form sah, die Frage zu stellen, wie man leben sollte, und ich nahm die Vorstellung ernst, das Lesen philosophi-